



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

I., H.: Der Kreuzer München

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Kreuzer München



Bei dem Stapellauf des Kreuzers München hat ein ziemlich reichlicher Wechsel von Telegrammen stattgefunden, woran der Kaiser, der Regent von Bayern, Prinz Ludwig von Bayern, die Delegierten der Stadt München, die Münchner Stadtvertretung und der Staatssekretär der Marine beteiligt waren.

Jeder Stapellauf eines Linienschiffes oder eines Kreuzers hat bei uns die Bedeutung eines kleinen nationalen Festes, in wenig Wochen wird sich derselbe Vorgang bei dem Ablauf des Linienschiffes Lothringen und eines Panzerkreuzers in Hamburg wiederholen. An sich ist jeder Zuwachs, den die Flotte erfährt, ein erfreuliches Ereignis. Die Bundesfürsten bekunden durch ihre Beteiligung ihr Interesse für die Entwicklung der deutschen Marine, die Einladung sowohl als die gewählten Namen bringen hierfür deren Dank zum Ausdruck und entsprechen dem bundesfreundlichen Verhältnis der deutschen Fürsten und der freien Städte zueinander sowie dem föderativen Charakter des Reiches. Auch ist es durchaus angemessen und richtig, daß die Namen der deutschen Fürstenhäuser, der deutschen Städte, Stämme und Landschaften für die Namengebung verwandt werden. Die Flotte auf dem Meere wird damit zu einem Sinnbild des Vaterlands, und in den einzelnen Landschaften und Städten bildet sich ein spezielles Interesse für das nach ihnen benannte Schiff aus. Auch verschwindet damit die Willkürlichkeit, die früher in der Namengebung üblich war. Die Panzerkreuzer nach deutschen Heerführern, die kleinen Kreuzer nach deutschen Städten, die Linienschiffe nächst der Kaiserklasse und den Fürstenhäusern nach den Bundesstaaten und einzelnen deutschen Landschaften zu benennen, ist ein sehr guter Gedanke, auch der einzelne Matrose wird sich auf einem den Namen seiner Heimat tragenden Schiffe mehr „zu Hause“ fühlen.

Telegraphische Begrüßungen bei einer solchen Schiffstaupe können in unsrer Zeit, wo der Drahtverkehr bei allen festlichen Anlässen geradezu zum Bedürfnis geworden ist, nicht weiter auffallen. Sie geben dem patriotischen Empfinden Ausdruck und gestalten sich so zu einem immerhin nicht bedeutungslosen Austausch von nationalen Kundgebungen zwischen dem Kaiser und der Marine auf der einen und den an der Schiffstaupe zunächst beteiligten Kreisen auf der andern Seite — jedesmal ein neues Zeugnis für die Fortdauer alter Gesinnungen. Aber es kann selbstverständlich nicht fehlen, daß gerade dieser Austausch von patriotischen Bezeugungen die Aufmerksamkeit des Auslandes in

erhöhtem Maße auf diese Vorgänge lenkt. Die Stapelläufe sind in der Ausführung des Flottengesetzes während der letzten Jahre häufig gewesen und sind schnell aufeinander gefolgt. Die Häufigkeit und die nationale Betonung jedes einzelnen haben im Auslande, zumal in England, den Eindruck hervorgerufen, als ob bei uns ganz besondere Dinge vorgingen. Für Nationen mit ältern Marinen ist die Erregung der nationalen Fieber bei jedem einzelnen Stapellauf etwas ungewöhnliches und der Ausbau unsrer Flotte, so langsam er sich auch leider vollzieht, gewinnt dadurch in den Augen des Auslands den Charakter einer besonders energisch betriebnen Rüstung, den er bekanntlich durchaus nicht hat. Man darf sogar sagen: nichts weniger als das. In England, wo die Meinung, daß die andern Nationen überhaupt keine Kriegsschiffe brauchen, sehr weit hinaufreicht, sieht man jedes neue Fahrzeug dieser Art als eine gegen Großbritannien und die von ihm beanspruchte Seeherrschaft gerichtete Waffe an. Die Tatsache, daß Deutsche, Russen, Franzosen, Italiener, Amerikaner und Japaner nicht nur Schiffe, sondern ganze Flotten bauen, hat viele Leute in England nervös gemacht; jedes fremde neue Kriegsschiff, das an ihrem politischen Horizont auftaucht, erscheint ihnen als Feind.

Der unverkennbare wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, unser zunehmender Export, die erstaunliche Entwicklung unsrer Handelsmarine beunruhigen zudem die interessierten Kreise in England weit mehr, als der fortschreitende Ausbau unsrer Kriegsmarine die englische Marine beunruhigt. Draußen auf dem Meere, in fremden Häfen, sind den englischen Seeoffizieren die deutschen bei weitem die angenehmsten und liebsten Kameraden. Die größere Gleichartigkeit der Erziehung, der Sitten, des nationalen Charakters, der Umgangsformen haben gerade die Seeoffizierkorps beider Länder einander viel mehr genähert, als es bei den beiderseitigen Landratten der Fall ist. Der tüchtige englische Seemann regt sich nicht auf, sondern freut sich, wenn er ein schönes deutsches Kriegsschiff erster Klasse sieht; er würde Mängel der Ausführung des Baues oder der Konstruktion nicht etwa mit neidvoller Befriedigung, sondern mit Unwillen wahrnehmen. Im Gefühle der numerischen Überlegenheit seiner Flotte hat er für ein gut gebautes und sicher gehendes deutsches Schiff gewiß den Ausdruck des Beifalls „Das haben die Deutschen gut gemacht!“ zur Hand, während in den Londoner Redaktionen unwillig verzeichnet wird, daß die Deutschen „schon wieder“ ein Schiff mehr auf dem Wasser haben. Vielleicht würden sich aber auch die Londoner Redaktionen ruhiger mit der Tatsache dieser deutschen Entwicklung abfinden, wenn wir in Deutschland weniger ruhmredig wären und uns an der Tatsache unsers wirtschaftlichen Gedeihens genügen ließen. Daß wir diese Erfolge aber fortwährend ausgackern wie eine junge Henne jedes neu gelegte Ei, erinnert immer wieder daran, daß wir in diesen Dingen noch Neulinge sind, die etwas anmaßend auftreten. Wir sollten die unaufhörlichen statistischen Vergleiche unsrer Ausfuhr nach den einzelnen Ländern mit der englischen, die Gegenüberstellung der zunehmenden Tonnenzahl der Schiffe, die dem Verkehr auf dem Ozean dienen, und viele andre Ergebnisse des statistischen Fleißes lieber für uns behalten, anstatt durch das fortgesetzte, regelmäßige Ausposaunen die Engländer zu reizen, indem wir ihnen von einem Quartal zum andern vorrechnen, wie weit wir sie wieder aus ihrer

bisherigen Domäne verdrängt haben. Es liegt in diesem unaufhörlichen Be-
sehen im Spiegel ein unerfreulicher Zug nicht nationaler Tüchtigkeit, sondern
nationaler Eitelkeit, den wir früher nicht hatten; zum Teil mag er durch
unsre Überproduktion an Statistik verschuldet sein. Man soll zum Schaden
nicht auch noch den Spott fügen, sondern des guten alten Wortes eingedenk
bleiben: Wie du in den Wald hineinschreist, so schallt es wieder heraus.

Prinz Ludwig von Bayern hatte der Einladung des Kaisers Folge ge-
leistet und den Taufakt des Kreuzers München vollzogen. Zu der Wittelsbach
und zu der Bayern, diesen beiden Linienschiffen, hat sich nun auch ein
Kreuzer gefellt, der den Namen der bayrischen Hauptstadt trägt. Es ist be-
kannt, daß der Prinz seit Jahren ein sehr lebhaftes Interesse für die Flotte
bekundet, ebenso wie er um die Kanalfragen in Bayern rastlos, aber ziemlich
erfolglos bemüht ist. Seinem Ziele, der bayrischen Flußschiffahrt den Weg
zum Meere zu eröffnen, türmen sich noch mehr Hindernisse entgegen als
in Preußen dem Mittellandkanal, sowohl bei dem geringen Entgegenkommen
der bayrischen Regierung und der Kammern für diese Wünsche als auch, weil
deren Ausführung auf die Zustimmung und Mitwirkung der benachbarten
Staaten angewiesen ist. Der Prinz, der durch und durch Landwirt und ein
großer Gönner der Landwirtschaft ist, liefert so in seiner Person den Beweis,
daß man als solcher kein Kanalgegner zu sein braucht, sondern im Gegenteil
ein eifriger Kanalförderer sein kann. Nun geschieht aber das Merkwürdige,
daß, während die bayrische Zentrumsparlei und ihre Organe von den Kanal-
plänen des Prinzen nichts wissen wollen, die liberalen kanalfreundlichen
Blätter außerhalb Bayerns ihn als Zentrumsmanu darstellen und dem-
gemäß unfreundlich oder doch mißtrauisch behandeln. Man argwöhnt von
ihm — mit welchem Recht, das hat noch kein Mensch erwiesen —, daß er
dereinst als König den Zentrumsbestrebungen in Bayern und dem Parti-
kularismus in Bayern eine starke Stütze sein werde. Ein Blatt hat es sogar
fertig gebracht, notabene ein kanalfreundliches in Norddeutschland, die loyale
Begrüßung des Kaisers durch den Prinzen bei dem Stapellauf der München
als eine Zentrumsintrigue zur Kaptivierung des Kaisers darzustellen, wozu
der Prinz seine Hand geboten habe! Weiter kann man in der Unkenntnis
von Dingen und Personen eigentlich kaum gehn! Prinz Ludwig von Bayern
huldigt im Dienst einer Zentrumsintrigue dem Kaiser! Aber der Korrespondent,
der all dieses Gras wachsen hört, ist hiermit noch nicht am Ende seiner Ent-
deckungen. Er weiß sogar, der Prinz habe die Wendung in seinem Tele-
gramm: „Dein“ neuer Kreuzer, nur gebraucht, um den Kaiser für das Zentrum
einzunehmen, als dessen Delegierten sich dieser seltsame Politiker den Prinzen
vorzustellen scheint. Man weiß nicht recht, ob man darüber lachen oder es
tief bedauern soll. Der arme Prinz kann es niemand recht machen. Anstatt
daß sich ein nationalgesinntes norddeutsches Blatt darüber freuen sollte, daß sich
der Prinz in abermaliger Bekundung einer reichstreuen nationalen Gesinnung
der Reise nach Bremen unterzieht, die Taufe des Schiffes mit einem Hoch auf den
Kaiser vornimmt, dem Reichsoberhaupt ein durchaus loyales, dem Standpunkte
des Kaisers in einer verfassungsrechtlichen Frage vollkommen Rechnung tragendes
Telegramm sendet, mit dem Staatssekretär der Marine dann nach Helgoland

und nach Ruzhaven fährt — beschuldigt das kanalfreundliche nationalgefinte Blatt den kanalfreundlichen Prinzen ob dieses echt nationalen Verhaltens der Mitwirkung an einer Zentrumsintrigue! Das ist jedenfalls alles andre als nationale Politik. Wir dürfen hoffen, daß sich Prinz Ludwig durch solche Leistungen der Druckerchwärze nicht beeinflussen lassen wird. Während ihm die bayrischen Zentrumsorgane sein reichstreuues Verhalten verübeln, muß er sich in norddeutschen Blättern, die sein Tun mit Befriedigung registrieren sollten, dafür noch verdächtigen lassen. Wem denkt man eigentlich mit einer solchen Politik zu nützen, wenn anders das überhaupt noch Politik ist?

Weiter wird uns darin mitgeteilt, daß „der bayrische Thronfolger“ als ein Hort des Klerikalismus und des Partikularismus gelte, „und zwar am meisten unter den Parteigängern dieser politischen Richtungen selbst.“ Wenn diese Parteigänger ein Interesse daran haben, so etwas zu behaupten, so braucht es doch deshalb noch nicht richtig zu sein und man braucht es ihnen nicht ohne weiteres nachzubeten. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die bayrische Zentrumsparthei den Kanalplänen des Prinzen durchaus unfreundlich gegenübersteht. Sie mag ein Interesse daran haben, ihn trotzdem als Hort des Klerikalismus und des Partikularismus hinzustellen, weil sie ganz genau weiß, daß Prinz Ludwig in ihrem Sinne weder das eine noch das andre ist. Sollte der Prinz einmal als König auf dem bayrischen Throne sitzen — einstweilen ist bekanntlich nicht er „Thronfolger,“ sondern sein erlauchter Vater, der Prinzregent —, so wird er dem Zentrum die Herrschaft über die Krone Bayern nicht einräumen, dazu ist er eine viel zu stolze und selbstbewußte, zu vornehme aber auch viel zu einsichtige Natur. Sollte er dereinst seinem Vater als des Königreichs Bayern Verweser folgen, so wird er sich wie dieser vielleicht weniger durch die Verfassung als durch sein Gewissen gebunden fühlen, auf die Ausübung der vollen königlichen Initiative zu verzichten, ein Verhältnis, das natürlich dem Zentrum zugute kommt, und an dessen Fortdauer dieses ein begreifliches Interesse hat. Darum dort auch der Eifer, den Prinzen als Hort des Klerikalismus hinzustellen. Prinz Ludwig ist ein aufrichtiger, gläubiger Katholik, das ist sein persönliches Recht. Aber er ist viel zu sehr von der Bedeutung seiner fürstlichen Stellung durchdrungen, als daß er Krone und Land den Anforderungen eines engherzigen Konfessionalismus blindlings unterordnen sollte. Der verewigte Kaiser Friedrich war als Kronprinz — nach Bismarcks wiederholten Äußerungen — von einem hochgradigen „Olympiertum“ erfüllt. Nichts andres darf man hinter dem „Partikularismus“ des Prinzen Ludwig suchen. Er fühlt sich als Bayer und als Wittelsbacher und ist dabei mit dem starken, an sich hoch zu schätzenden Unabhängigkeitsfinn ausgestattet, der die Altbayern auszeichnet.

Prinz Ludwig hat wie viele seiner Landsleute und wie die meisten Mitglieder des bayrischen Königshauses den neuen Verhältnissen, die das Jahr 1870 geschaffen hat, anfänglich wenig sympathisch gegenübergestanden. Aber unserm auch von ihm hochverehrten alten Kaiser gegenüber hat er schon bei dessen Lebzeiten längst jeden Widerspruch gegen die Schöpfung von 1870 aufgegeben und sich ehrlich und mit voller Überzeugung auf den Boden des Reichsgedankens gestellt. Daß er bei der Moskauer Kaiserkrönung einer Taktlosigkeit gegenüber

aufbrauste, die sein Wittelsbacher Gefühl verletzte, braucht man ihm deshalb nicht zu verübeln; auch ist ein Mann, der offen heraus seine Meinung sagt, einem andern, der mit Rankünen im Hinterhalt liegt, bei weitem vorzuziehen. Zudem ist über diese Moskauer Geschichte, die schließlich niemand mehr bedauert hat als Prinz Ludwig selbst, längst Gras gewachsen. Zuverlässig huldigt der Prinz keinerlei Bestrebungen, die außerhalb des Rahmens der Reichsverfassung und der Stellung Bayerns innerhalb dieser Verfassung liegen. Sollte er dereinst zum Throne berufen werden, so wird er sich von der Tradition seines erlauchten Vaters, der sich als eine starke und zuverlässige Stütze der Reichspolitik erweist, sicherlich nicht entfernen. Sogar eine gewisse Betonung des bayrischen Königtums im Rahmen der deutschen Verfassung würde das Reich nicht erschüttern.

Was besonders die Stellung des Kaisers zur Marine anlangt, so gab es in den ersten Jahren des Reichs eine auch hier und da in Norddeutschland verbreitete Auffassung, daß die Bezeichnung S. M. S. (Seiner Majestät Schiff) dem Verfassungsrecht nicht entspreche, und daß der Kaiser zur Reichsmarine nicht in dem persönlichen Verhältnis stehe, wie ehemals der König von Preußen zur preußischen. Kaiser Wilhelm der Erste hat diese Auffassung nicht geteilt, sondern beim Stapellauf des Panzerschiffs „Friedrich der Große“ am 20. September 1874 zu Kiel ausdrücklich und absichtlich die Wendung „Meine Marine“ gebraucht. Er leitete dieses Recht nicht nur aus dem Artikel 53 der Reichsverfassung, sondern vor allem aus dem Umstande her, daß Preußen wohl seine Marine und ihre Flagge dem Reiche zur Morgengabe gebracht hatte, der Kaiser aber deshalb nicht aufgehört hatte und nicht aufhören wollte, ihr Kriegsherr zu sein. Zu Lebzeiten Kaiser Wilhelms des Ersten ist die Frage aus der öffentlichen Erörterung ausgeschieden, der Marinebefehl des jetzigen Kaisers am Tage der Thronbesteigung im Jahre 1888 hat die Wendung „Meine“ Marine wohl absichtlich vermieden. Später ist dann noch die Frage aufgetaucht, ob Mitglieder deutscher Fürstenhäuser an Bord deutscher Kriegsschiffe ohne weiteres berechtigt sind, ihre Flagge zu setzen. Verfassungsmäßig ist das ohne Genehmigung des Oberbefehlshabers, des Kaisers, nicht zulässig, und die Frage ist denn auch in diesem Sinne entschieden worden. Die Form „Meine Marine“ ist in den Kaiserlichen Befehlen seitdem unverändert beibehalten worden. Prinz Ludwig hat also seinem Telegramm die durchaus korrekte Form gegeben; der Kaiser hat in seiner Erwiderung in verbindlichster Form von der „deutschen“ Flotte gesprochen. Hätte der Prinz Ludwig eine weniger korrekte Form gebraucht, so würden dieselben Blätter, die jetzt eine Zentrumsintrigue dahinter wittern, darin den Ausbruch eines bössartigen Partikularismus gesehen haben. Ein nicht geringer Teil unsrer Presse kann eben aus der politischen Kinderstube nicht heraus und trägt die Eierschalen der Geburtszeit des Reichs noch heute nach bald vierzig Jahren mit sich herum. Bismarcks stolzes Wort: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt — ein Ausspruch, der seinen Platz sogar in den Marschliedern unsrer Soldaten erhalten hatte — scheint schnell in Vergessenheit zu geraten. Der heute überhand nehmende Pessimismus, die sogenannte Reichsverdrossenheit, sind zum großen Teil doch nur Furcht und Mangel an Selbstvertrauen. Ebenso ist die

obendrein völlig unzutreffende Schilderung des Prinzen Ludwig von Bayern als eines Hortes des Klerikalismus und des Patrikularismus im wesentlichen doch auch nur der Ausdruck einer Furcht, die man weder zeigen noch haben sollte.

H. J.



Deutschtum und Staatsverfassung in Österreich

Von Julius Pagelt in Wien



Auch große geschichtliche Erinnerungstage verlieren ihre Bedeutung. Mit wie gläubiger Achtung sprachen noch unsre Väter das Wort „Konstitution“ aus, wenn der 13. März, der Tag der Wiener Märzrevolution, die Erinnerung an jene stürmische Zeit in ihnen wieder weckte. Wer erinnert sich heute noch in Wien am 13. März, daß man in Wien vor so und soviel Jahren in einem Meer von Wonne schwamm? Einige hundert Sozialdemokraten wandern, mit roten Nelken und Bändern geschmückt, noch alljährlich zu dem Grabe der Märzgefallnen, aber diese Aufzüge sind theatralisch geworden, sie ermangeln der Wärme der Empfindung, in der Seele der Massen klingt nichts mehr mit, wenn ein strebsamer Advokat von den Wonnen des „tollen“ Jahres spricht. Hätte im Jahre 1848 wirklich eine Entwicklung begonnen, die aus dem alten Österreich ein neues gemacht hätte, dann würde die Erinnerung an den 13. März auch heute noch in den Herzen Aller lebendig sein; aber er „machte nicht Epoche,“ und darum vergißt man seiner. Die Hoffnungen, in denen Wien und ganz Österreich damals schwelgten, reiften nicht, und wer heute noch des 13. März gedenkt, der tut es nicht ohne die bittere Empfindung, daß zur irdischen Glückseligkeit doch noch etwas mehr gehört als eine „Konstitution.“

Auch in sonst orthodox-liberalen Kreisen dämmert diese Erkenntnis jetzt auf. In einem entschieden liberalen Wiener Blatte veröffentlichte am letzten 13. März Professor Dr. Ottokar Weber eine Studie über Metternich, nicht hervorragend durch eine mit historischen Einzelheiten beschwerte Gelehrsamkeit, sondern durch die feine Empfindung, daß der Sturz Metternichs keine Probleme gelöst, sondern den Völkern und den Staatsmännern Österreichs ein neues Rätsel aufgegeben hat. Professor Weber wird Metternich gerecht, wenn er aus seinem landläufigen Bilde die entstellenden Züge entfernt, die eine Demokratie des Hasses ihm aufgeprägt hatte, er wird dem Geiste der Zeit gerecht, wenn er davon spricht, daß sich Metternich und sein „System“ überlebt hatten und an die Stelle eines tatenlosen, sich müde dahinschleppenden und nur in die Vergangenheit sehenden Absolutismus etwas andres treten mußte. Aber was? Die Frage ist bis heute nicht gelöst worden, und wenn man sich fragt, warum, dann gibt der Schluß der Studie Professor Webers Auskunft mit seinem schneidenden Mißklange zwischen historischer Erkenntnis, demokratischer Glaubenslehre und richtigem deutschen nationalen Empfinden: „Der Rückschauende wird die Zeit des alten Österreichs nicht ganz verwerfen dürfen, er wird aber auch den großen Tag des 13. März 1848 als Geburtstag des neuen Österreich feiern